

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 11

Artikel: Irmengard [Fortsetzung]
Autor: Balmer, Hugo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636269>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 11 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

17. März 1934

Bahnhöfe. Von Edgar Chappuis.

Bahnhöfe stehn, riesige Sammelkasten,
zu denen abertausend Menschen hasten,
und hundert Schienenstränge gierig tasten;
drauf schnelle Räder, welche nimmer rasten.

Rings steht die Stadt, dem Meere zu vergleichen.
Der Häuser Wellen sich die Hände reichen,
derweil der Bahnhof höchstes Lebenszeichen.
Von Arbeit schwer erzittern alle Weichen.

Bahnhöfe stehn auf öden, weiten Fluren.
Und wenn die Züge durch die Stille fuhren,
bleibt nichts zurück von ihren Lebensspuren. —
Die Zeit bleibt stehn . . kaum atmen noch die Uhren.

Gierigen Schlund's Bahnhöfe Menchen fassen,
indessen immer andre sie verlassen,
hineilend auf des Lebens harten Strassen,
allwo sie hoffen, kämpfen, lieben, hassen.

Irmengard. Geschichtliche Erzählung aus dem alten Laupen von Hugo Balmer. 11

Der Richterspruch ließ noch lange auf sich warten. Einige Missetäter wurden zum Tode verurteilt, der Bischof zu Schadenersatz und zu einer Wallfahrt nach Rom, der Graf zu den großen Kosten des Verfahrens, was seinen Haß gegen die Deutschen nicht milderte.

„Warum schaut meine Beatrix mich fragend an? Was möchte sie wohl wissen?“ — „Ich möchte den Ritter Wilibald fragen, wie es dem Knaben Nabot weiter erging.“ — „Von dem Knaben bleibt nicht viel zu sagen. Er ritt auf Helmut's früherem Pferde, dem es nur wohl ist, wenn es hin und wieder an seinem Herrn schnuppern kann. Helmut hieß bald der Ritter mit dem lebenden Schatten. Einmal sagte er, wenn er nicht klage und ich auch nicht, so werde der König den Zungen freigeben.“ — „Gewiß, mein Hauptmann, wo kein Kläger ist, da ist kein Richter.“ — „Ich danke dem König. Helmut meinte ein andermal, dem Nabot fehle etwas, er habe keinen eigenen Willen mehr, nur den, ihm zu dienen. Ein Kriegsmann wird der Zunge nicht, hat keine Knochen. Ich habe dem Helmut Urlaub gegeben, damit er ihn im Fährmannshaus versorgen könne. Jetzt wird er wohl im Schlosse bei seinem Onkel sein. Er muß ihm doch die neuen Sporen zeigen.“

„Dann will ich die beiden rufen lassen“, sagte der König und sah sich nach dem Hofmeister um. Der Königin war es nicht entgangen, daß Irmengard glühte wie eine Rose. Nun traf sie noch ein Blick aus ihren Augen, den die kluge Frau zu deuten wußte. „Lieber Gemahl, erlaube,

daß Irmengard diesmal das Amt des Hofmeisters übernehme. Sie wird die Botschaft gut ausrichten.“

Irmengard verneigte sich dankend vor der Königin und verließ den Saal mit klopfendem Herzen. Die Hofleute lächelten. Jeder suchte den Blick dessen, dem er das beste Verständnis zutraute.

Der Hauptmann murmelte: „Es möchte wohl mancher ein Weibchen Helmut sein.“ — Daß sein Liebling Feuer gefangen hatte, war ihm nicht entgangen. Die Königin schien die leisen Zwiegespräche, die sich einstellten, zu überhören. Sie dachte an ihre Jugend zurück und verglich ihr eigenes mit dem Schicksal ihrer Namensschwester. War der Glanz ihrer Stellung das Opfer wert, das sie gebracht hatte? War es Bedauern mit sich selbst oder sogar Neid, was sich beklemmend in ihr regte? Doch ihr starker Wille schnellte wieder auf wie eine Feder, ihr schöner Stolz gab es nicht zu, das Geschehene wehleidig zu beklagen. Ihr Irrtum sollte nicht andern zum Schaden gereichen, auch nicht dem König; seine Folgen wollte sie selber tragen.

Man soll einen königlichen Boten nicht belauschen auf seinen Gängen. Da es aber Irmengard betrifft, so dürfen wir ihr beistehen, daß sie in ihrem ungewohnten langen Kleide nicht stolpert, wenn sie die Treppe hinaufgeht, und ihr auch die Türe öffnen, weil sie Eile hat und unsere Hilfe nicht merkt. — Sie wußte später nur noch, daß sie ihrem Geliebten wortlos in die offenen Arme gestürzt war und ihm nicht gewehrt hatte, als er sie küßte. — Helmut fand

zuerst die Sprache wieder: „Bist du nun wirklich meine Braut?“ — „Ich bin es immer gewesen und wußte es nicht.“ — Der Kastellan und seine Frau hatten dem Auftritt mit Freude zugeschaut. — „Jetzt glaube ich auch an die zwingende Macht des Kleinods, das du an deinem Halse trägst, Irmengard. Helmut sollte dir nicht erlauben, es abzulegen. Ich wünsche euch von Herzen Glück und Segen.“ — Auch der Kastellan beglückwünschte die beiden. Da erinnerte sich Irmengard plötzlich ihres Auftrages und mahnte die beiden zur Eile. Der Kastellan scherzte: „Der König wird kaum vermuten, daß seine Aufträge so stürmisch ausgerichtet werden. Da folgen wir seinem Boten, wie wir stehen und gehen.“

Als die drei in den Saal getreten, sich verbeugt und auf Weisung des Hofmeisters am Tische Platz genommen, sahen sie lauter freundliche Gesichter, die sie willkommen hießen. Die heitere Stimmung blieb bis zum Schlusse der Sitzung. Jeder bemühte sich aber, es nicht zu bemerken, daß sich die Augen der heimlich Verlobten immer wieder aufsuchten. Der Hauptmann drückte seinem väterlichen Freund, dem Kastellan, stumm die Hand; die beiden verstanden einander ohne Worte. Während Irmengards Botengang hatte der Kanzler drei Dokumente herbeigeholt und vor den König auf den Tisch gelegt. Dieser benutzte die Gelegenheit zu einer feierlich-frommen Ansprache, welche ihm die Zuhörer gerne geschenkt hätten. Auch der Königin mißfiel das leere Wortgelingen, mit dem sich ihr Gemahl so oft selber über seinen Mangel an Gedanken hinwegtäuschte. Er ließ die Ritterschaft durch Treue gegen Thron und Altar den Himmel verdienen, um schließlich den neuen Ritter zu beglückwünschen. Dann lobte er die Verdienste des Hauptmanns und tat kund, daß die Königin ihn zum Kastellan ihres Schlosses zu Hermance ernenne. Er selber erlaube die Vermehrung der Leibwache um zwanzig Mann innert Jahresfrist. Nachdem der Hauptmann seine Ernennungsurkunde empfangen und dafür, besonders der Königin, gehuldigt hatte, wurde auch die Wahl Helmut zum Kastellan von Laupen bekannt gegeben. Dem alten Ritter Dietrich verdankte er seine vieljährigen treuen Dienste in einer Urkunde und wünschte ihm einen schönen Lebensabend.

Die Königin neckte Helmut, er werde sich von seinem lebenden Schatten trennen müssen. Ob ihm das nicht leid sei. Da berichtete dieser: „Man ist im Fährmannshaus sogleich bereit gewesen, den kleinen Nabot aufzunehmen. Als aber Frau Gertrud das Kind bei der Hand nahm und ihm ins Gesicht schaute, sagte sie, sie begreife nicht, wo wir Männer die Augen haben, das sei doch ein Mädchen, nicht ein Knabe. Ich brachte dann aus der Kleinen heraus, daß sie es verheimlicht hatte aus Furcht, ich würde sie fortjagen, wenn ich es wüßte. Was ich nun mit Nabot anfangen soll, weiß ich noch nicht. Aber das Kind kann nichts dafür, daß es ein Mädchen ist.“ — „Glaubt unser frommer Ritter denn, es sei ein Mangel oder sogar ein Vergehen, ein Mädchen zu sein? Dann soll ihn zur Strafe keine Frau mehr freundlich ansehen.“ — Alle blickten lächelnd auf Helmut. Man war gespannt auf seine Antwort. — „Die Strafe ist hart, aber wohl verdient, wenn meine Worte der Königin mißfallen haben. Doch bitte ich sie, mich gütig anzuhören. Ich weiß, was mit einem Knaben etwa an-

zufangen ist. Mädchen aber sind Wesen feinerer, höherer Art, von denen wir ungeschlachten Männer nur empfangen, ihnen aber nichts nützen können. Das bedaure ich, Königin.“ — „Weil du nun, ob schon unbewußt, eines dieser Wesen höherer Art, wie du uns nennst, gar freundlich beschützt, ihm Böses mit Gutem vergolten hast, will ich dir die Strafe erlassen. — Aber meine liebe Beatrix hat Tränen in den Augen. Was bedeuten sie?“ — „Mich rührt das Schicksal des Kindes. Ich möchte es gerne sehen.“ — „Das kann geschehen. Man bringe es morgen zur Vesperzeit zu uns. Du aber darfst dem Mädchen einen Namen wählen. Nabot soll es nicht mehr heißen. Besinne dich.“ — „Ich möchte es Felizitas nennen. Möge es Glück bringen, wo es hinkommt, sagt uns doch die Königin, das sei echter Frauen Beruf.“ — „Felizitas gefällt mir, und Beatrix sei des Waisenkindes Patin. Sind unsere Ritter einverstanden?“ — Da erhob sich der Hauptmann und erwiderte: „Was edle Frauen tun, können wir Männer nur bewundern. Kaum haben ihre Hände die Knospe Nabot berührt, so wird das Blümlein Felizitas daraus. Die Königin gewähre der Leibwache die Freude, der aus bösem Zauber Befreiten Pate zu sein.“ — „Gerne, wenn es meiner Beatrix genehm ist.“ — „Den Beistand des edlen Ritters Wilibald nehme ich mit Freuden an“, sagte die Hofdame und schaute den Hauptmann errötend an. Die Königin bemerkte es lächelnd und gab ihren Reim dazu: „In Märchen wird erzählt, es gebe so tugendhafte Ritter, daß ihnen die Sonne auch am Abend aufgeht, wenn ihr Herz danach verlangt.“ — Da geruhte der König, den Hof mit einem Wiß zu beglücken: „Ich glaube, diesen Abend sei der Mond schon mehrmals aufgegangen und habe zur Türe hereingeschaut.“ — Es war der Koch gewesen, der hangte um seine Forellen und Pastetchen, die bei längerem Warten nicht besser wurden. Der Hofmeister hatte der stummen Klage des Kochkünstlers schon Worte geliehen, so daß den seelischen Aufregungen von der Gewitterangst weg bis zum Geplänkel zwischen Königin und Hofleuten bald die Freuden einer wohlbesetzten Tafel folgten.

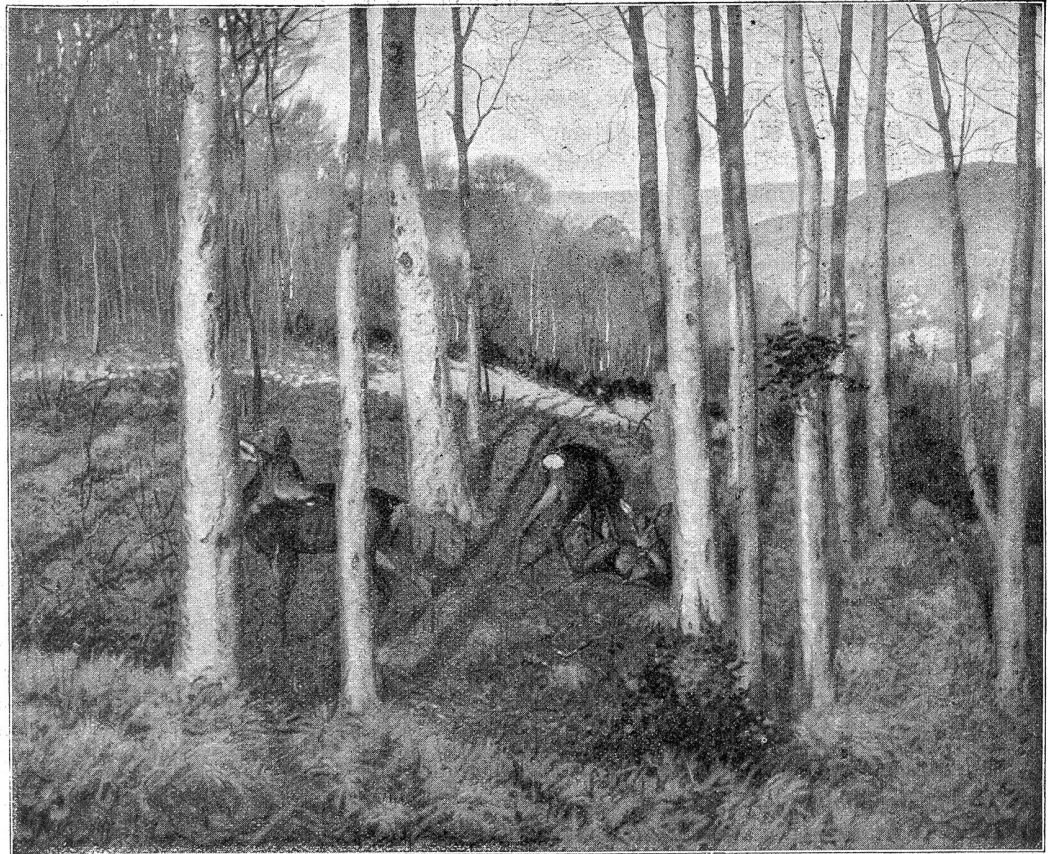
Nach der Abendandacht saßen Wilibald und Helmut noch ein Stündchen beim alten Kastellan, bei Frau Glismut und Irmengard und entschädigten sich für die ausgestandenen Förmlichkeiten mit einer zwanglosen Plauderei. Helmut schenkte seiner Geliebten ein Nähkästchen, darin ein silberner Fingerhut, eine kleine Schere von der Form einer heutigen Schaffschere, ein zierliches Messerchen, ein Büchlein mit Nadeln verschiedener Größe, alle fein geschmiedet und geschliffen, Haften, Fibeln, Spangen und viele damals moderne Knöpfe aus Horn, Knochen und Metall. Diese Kleinigkeiten freuten Irmengard wie kostbare Juwelen, sagte ihr doch jedes Stück, daß Helmut in der Ferne an sie gedacht hatte. Uebrigens waren beide, eines dem andern das größte Geschenk. — Die Alten freuten sich am Glüd der Brautleute.

XIV.

Am folgenden Morgen früh, als Helmut ins Schloß hinauf ging, um seine Braut abzuholen, rückte auch die Leibwache aus zu ihrer täglichen Uebung. Ihr erstes Ziel war das Fährmannshaus, in dessen Nähe sie sich aufstellte,

denn der Hauptmann ging hin als seines jungen Freundes Brautwerber. Er stieg vom Pferde und überraschte die Familie beim Morgenessen. — „Bleibet nur sitzen, ich will euch nicht lange stören.“ — Er bot dem Fährmann und seiner Frau die Hand, während Roswitha ihm schnell einen bessern Stuhl herbeiholte. — „Die Leibwache des Königs gönnt sich die Ehre, euch einen guten Tag zu wünschen. In dieser Stunde noch wird Ritter Helmut euch um die Hand eurer Tochter Irmengard bitten. Wenn ich geschehene Zeichen richtig zu deuten weiß, ist sie seiner Werbung nicht abgeneigt, sondern wird sich seiner Bitte um euren Segen anschließen. Ich glaube, sie haben beide gut gewählt. Wird euch mein Freund willkommen sein?“ — „Mir könnte keiner lieber sein“, jagte Vater Gribald. Seine

Reden waren gewöhnlich kurz. In allen Dingen, die seine Frau besser verstand, überließ er ihr das Wort. — „Es ist uns eine Ehre, daß der Ritter Willibald über unsere Schwelle getreten ist. Helmut kennt uns. Er wird wissen, ob er nicht besser eine Frau aus vornehmerm Hause gewählt hätte. Das ist mein einziges Bedenken.“ — „Das Haus, das meinem jungen Freunde eine solche Braut schenkt, ist für keinen Ritter zu gering. Gestern abend ist Helmut zum Kastellan ernannt worden.“ — „Wir wußten, daß ihm das in Aussicht stand. Aber kein Amt, keine hohe Stellung vermag das Glück einer Ehe zu verbürgen und wäre es ein Königsthron.“ — „Wir verstehen uns, Frau Gertrud. Eine Frau schaut noch lieber aufwärts zu ihrem Mann als abwärts. Die beiden aber, die sich gefunden haben, tragen die Stirne in gleicher Höhe. Das ist noch besser. — Doch sagt, wo ist denn unsere Gefangene?“ — „Wir haben sie noch schlafen lassen.“ — „Die Damen im Schlosse haben ihr einen neuen Namen gegeben. Felizitas soll sie jetzt heißen. Die Hofdame Beatrix und ich mit der ganzen Leibwache sind ihre Paten.“ — „Ich will sehen, ob sie erwacht ist. Vielleicht will der Ritter Willibald sie mit der guten Botschaft beglücken. Uns versteht sie nicht, nur etwa die Großmutter.“ — Nun redete der Hauptmann die Kinder an: „Wie heißt du, junger Germane?“ — „Heiri.“ — „Was willst du werden?“ — „Hauptmann der Leibwache.“ — „Das will ich mir merken. Was ein braver Junge ernstlich will, das kann er. Wenn du aber so groß wirst wie dein Bruder, wird man nicht leicht ein Pferd finden, stark genug für dich.“ — „Aber Helmut's neues Pferd ist stark genug.“ — „Hast du das



Im Frühlingssonnenschein. Nach einem Gemälde von Hermann Osthoff.

schon bemerkt? Pferde muß der Reiter kennen. — Und du, blondgelockter Sonnenschein, wie heißtest du?“ — „Roswitha.“ — „Was willst denn du werden?“ — „Eine Frau.“ — „Ganz richtig. Das ist der schönste und nützlichste Beruf.“ —

Frau Gertrud brachte das fremde Kind in die Küche. Es sah recht hübsch aus in einem Röcklein, das Roswitha verwachsen hatte. Schüchtern bot es dem Hauptmann die Hand. — „Willst du wieder mit uns kommen? Sieh, die Leibwache wartet draußen.“ — „Muß ich fort von hier?“ — „Wenn du lieber hier bleibst, so darfst du. Aber Rabot heißt du nicht mehr. Felizitas ist jetzt dein Name. Gefällt er dir?“ — „Felizitas? Ist der Name nicht zu schön für mich?“ — „Die Königin hat ihn dir gegeben, da wird es schon der rechte sein.“ — Man erstaunte, daß des Hauptmanns Stimme in der fremden Sprache einen so weichen Klang bekommen konnte. In deutscher Sprache sagte er dann: „Wir Männer sind blind gewesen. Felizitas hat ja ein allerliebtestes Mädchengesicht. Was doch ein wenig Freude Wunder wirkt bei einem Kind!“ — „Ja, das Kind hat Freude nötig und Sicherheit, nur keine Aufregungen mehr.“ — „Keine Aufregungen? Da werden wir auf eine festliche Taufe verzichten. Jetzt aber will ich das Feld räumen; die beiden werden bald erscheinen. Gehabt euch wohl.“ — „Wir danken dem Ritter Willibald für seinen Besuch.“ — Nachdem alle zugeschaut hatten, wie der Hauptmann sich aufs Pferd schwang und mit seinen Leuten davonritt, bekamen auch Felizitas und die Großmutter ihr Frühstück. Diese hatte in ihrer Jugend die welsche Sprache gelernt

und noch nicht ganz vergessen, sagte aber nur hin und wieder ein Wort, um ihre schüchterne Tischgenossin zum Essen zu ermuntern. Vater Gribald und sein Sohn gingen an ihre Arbeit; sie machten Holz bereit zum Anbau einer Stube an ihrem Hause. Der zukünftige Hauptmann der königlichen Leibwache führte das Vieh auf die Weide und übte sich im Kommandieren. Von den Frauen wurden rasch Küche und Stube aufgeräumt und fleißig Ausschau gehalten nach den Erwarteten. Als sie kamen, wurden die Männer in die Stube gerufen, während Roswitha bei ihrer neuen Freundin in der Küche saß und die Ohren spitzte, damit ihr nichts entgehe von den hochwichtigen Reden, die niemand lieber belauscht als eine Roswitha.

Drinne hat Helmut den Vater um die Hand seiner Tochter. — „Keinem gebe ich Irmengard lieber als dir, Helmut.“ — Sie bekräftigten ihren Bund mit einem Händedruck. Dann sagte Helmut: „Frau Gertrud, darf ich dich wohl Mutter nennen?“ — „Du weißt, Helmut, daß du mir lieb und wert bist. Aber ich habe doch ein Bedenken. Meine Tochter ist nicht reicher Leute Kind und gar einfach gewöhnt. Was werden deine vornehmen Verwandten dazu sagen?“ — „Ich habe keinen Vormund, liebe Mutter, und werde keine Einmischung dulden. Zudem werden meine Verwandten Irmengards Freundschaft suchen, da sie bei der Königin in so hoher Gunst steht. Wie kannst du übrigens sagen, sie sei nicht reich, da sie doch an ihrem Halse ein Geschmeide trägt, mit dem man Haus und Hof kaufen könnte? Ich habe um ihre Liebe geworben, sobald ich wieder nach Laupen kam. Schon seit manchem Jahre habe ich an sie gedacht.“ — Da bot ihm Frau Gertrud die Hand, und er küßte sie auf beide Wangen. Zu ihrer Tochter sagte die Mutter aber: „Du bist gar schnell entschlossen gewesen, mein Kind.“ — Irmengard hing sich an ihren Hals: „Ach, Mutter, es war stärker als ich.“

(Schluß folgt.)

Vier Jahre.

Von Paul Burke, New York.

Berechtigte Uebersetzung von Frank Andrew.

„Wie sehr du dich verändert hast!“, staunte Bernhard. Vor vier Jahren warst du kaum mehr als ein Backfisch und jetzt ...“

Christa Fenton lächelte. Was war in diesen vier Jahren nicht alles geschehen! Kurz nachdem sie sich mit Bernhard verlobt hatte, war er nach Südamerika gefahren, um seine Arbeit als Ingenieur bei einem Eisenbahnbau aufzunehmen. Schon ein paar Monate später starb ihr Vater und Christa mußte sich nach einem Beruf umsehen, weil das kleine Erbe für sie und ihre Mutter unmöglich ausreichte. Freilich hatte sie mit ihrer Stellung in dem großen Verlagshaus Glück gehabt; Peter Donald, dem Schriftleiter der „Monatszeitung“, war ihr Eifer und ihre Zuverlässigkeit aufgefallen, sodaß sie jetzt schon seit zwei Jahren als seine Sekretärin arbeitete. Als unerfahrenes Mädchen von neunzehn mochte sie wohl wirklich einen anderen Eindruck gemacht haben als heute, da sie mitten im Leben ihren Platz einnahm!

Ihr selbst war dieser Unterschied allerdings erst zum Bewußtsein gekommen, als sie Bernhard nach seiner langen Abwesenheit von der Bahn abholte. Hatte sie früher alle seine Wünsche als etwas Selbstverständliches hingenommen,

so empfand sie jetzt seine Anordnungen, die in ihrem Ton von vornherein jeden Widerspruch auszuschließen schienen, als reichlich herrisch und rücksichtslos. Aber natürlich durfte es heute, am ersten Tag des Wiedersehens, keine Auseinandersetzungen darüber geben; schließlich war er ja doch der Mann, dem in allen diesen Jahren ihre Liebe gehört hatte.

„Wir werden selbstredend jetzt so schnell wie möglich heiraten“, fuhr Bernhard fort; „in einem Monat wirst du ja alle Vorbereitungen treffen können. Dem Bureau mit seiner Plagerei hast du hoffentlich schon auf immer Lebewohl gesagt?“

„Dazu erhielt ich die Nachricht von deinem Kommen zu spät“, erwiderte Christa; „nach deinen früheren Briefen konnte ich deine Ankunft doch erst gegen Weihnachten erwarten. Die Firma bringt im Oktober unter Peter Donalds Leitung eine neue Zeitschrift heraus, das „Magazin der Bilder“, und ich habe versprochen, bis zur Drucklegung der ersten Nummer zu helfen. Uebrigens ist meine Arbeit auch durchaus keine Plage, sondern im Gegenteil ungewöhnlich interessant“, schloß sie. Eigenartig, daß der Gedanke an den Abschied von ihrer Tätigkeit immer ein wenig schmerzte!

„Nun, wenn ich dich wirklich noch bis dahin ins Bureau gehen lasse, so wird Donald dir auf jeden Fall ab und zu einen freien Nachmittag geben müssen“, bestimmte Bernhard. „Nach vier Jahren Abwesenheit habe ich doch wohl größere Rechte an deine Zeit als die Arbeit.“

Die nächsten Wochen waren für Christa eine endlose Hezjagd, in der sie mit den Minuten geizen mußte, um allen an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Da waren einmal die unzähligen Besuche bei ihrer und Bernhards Verwandtschaft und Bekanntschaft, die ihr bis spät in die Nacht hinein die Möglichkeit zur Ruhe nahmen. Daneben waren Besorgungen für ihre Ausstattung zu machen; Einkäufe und Anproben wollten kein Ende nehmen. Und schließlich wuchs ihr die Arbeit im Bureau fast über den Kopf; die Vorbereitungen für das „Magazin der Bilder“ machten viel Extramühe und außerdem hatte sie ihre Nachfolgerin anzulernen, damit diese die Stellung später ohne allzu vielen Aerger für Peter Donald würde übernehmen können. Kein Wunder eigentlich, daß sie abends abgespannt und müde war, wenn Bernhard sie vom Bureau abholte; aber schließlich waren es jetzt auch nur noch ein paar Tage, bis die neue Zeitschrift zum erstenmal ihren Weg zu den Lesern suchen würde. Und dann ...

„Einen Augenblick, Fräulein Fenton“, riß Donalds Stimme sie vom Nebenzimmer aus ihren Gedanken. „Wenn Ihr Verlobter nicht etwa schon auf Sie wartet, so möchte ich ganz gern noch ein paar Briefe geschrieben haben.“

Eifrig folgte Christa während der nächsten halben Stunde dem Diktat ihres Vorgesetzten; die Arbeit mit ihm machte ihr immer wieder eine Freude. Sie bewunderte im Stillen sein sicheres Gefühl für die Wünsche des Publikums und die kluge Art, in der er den Lesern das Interessanteste aus aller Welt vorzusetzen verstand, ohne jedoch das Blatt niedriger Sensationslust dienstbar zu machen. Zweifellos würde er auch aus dem neuen „Magazin der Bilder“ einen Erfolg machen; schade nur, daß sie selbst ...

„Störe ich?“, unterbrach plötzlich eine helle Stimme das Diktat; „ich habe zweimal geklopft, aber keine Antwort erhalten.“

„Oh, Sie sind es, Fräulein Gaby“, antwortete Donald liebenswürdig, „wir sind gerade fertig. Nehmen Sie nur bitte Platz.“

Es war ja wohl selbstverständlich, daß Donald der Tochter des Verlagsinhabers, dem einzigen Kind des reichen Charles Gaby, mit besonderer Freundlichkeit entgegenkam; aber Christa konnte sich kaum vorstellen, zu welchem Zweck die blonde Hilde Gaby so oft zu Donald ins Bureau